Catherine Cookson

Goldener Schatten

Weltbild

Eine tiefbewegende, einzigartige Liebesgeschichte.
Catherine Cooksons vielleicht schönster Roman.

Nizza im Februar 1880: Emily Ratcliffe, frischgebackene Inhaberin eines vornehmen Londoner Hutsalons, sucht für einige Wochen Erholung an der französischen Riviera. Sie erfüllt mit dieser Reise auf den Kontinent den letzten Wunsch ihrer toten Gönnerin, der angesehenen Hutmacherin Madam Arkwright. Diese hatte in jenem Hotel, in dem Emily nun residiert, die große Liebe ihres Lebens gefunden. Auch Emily begegnet hier einem Mann, der ihr weiteres Schicksal bestimmt. Aber um ihr Glück zu finden, muss sie noch einen langen und schmerzvollen Weg gehen.

Catherine Cookson

Goldener Schatten

Roman

Aus dem Englischen von Christine Roth

Weltbild

Die Autorin

Catherine Cookson, 1906 in Nordengland geboren, stammt, wie die meisten ihrer Protagonistinnen, aus ärmlichen Verhältnissen. Gezwungen, sich ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen, versucht sie sich in den verschiedensten Tätigkeitsbereichen. Nach ihrer Heirat verlegte sie sich aufs Schreiben und veröffentlichte 1945 ihren ersten Roman. Ihre Fähigkeit, menschliche Schicksale sensibel zu zeichnen, und ihre atmosphärisch dichten Milieuschilderungen haben sie zu einer international anerkannten Erfolgsautorin gemacht. Catherine Cookson starb im Juni 1998.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel The Golden Straw.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © by The Catherine Cookson Charitable Trust
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1996 by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
Übersetzung: Christine Roth
Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising
Titelmotiv: iStockphoto
E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara
ISBN 978-3-96377-978-7

ERSTES BUCH

DIE ANFÄNGE

TEIL EINS
– 1879 –

Emily Pearson ließ ihren Blick durch das leere Zimmer schweifen und fragte sich angesichts der vielen Möbel, die sich draußen auf dem Pferdekarren stapelten, wie sie sich in der Enge des kleinen Häuschens überhaupt hatte bewegen können.

Das war's, dachte sie, nahm dann den Schlüssel aus ihrer Handtasche, warf einen letzten Blick zurück und ging zur Tür. Tat es ihr leid, dieses Haus zu verlassen? Nein. Nein, gewiss nicht, obwohl sie in diesem Haus geboren worden war und darin sechzehn glückliche Jahre verbracht hatte, bis ihre Mutter starb. Und auch die anschließenden zwei Jahre hatte sie einigermaßen zufrieden dort verlebt. Dann hatte sie Jimmy Pearson geheiratet und die Hochzeitsnacht in dem Schlafzimmer dort drüben verbracht.

Die Ehe mit Jimmy war schrecklich gewesen, das Leben mit ihm so ganz anders verlaufen, als Emily es sich ausgemalt hatte. Von Zärtlichkeit hatte sie geträumt, von gemeinsamen Abenden vor dem Kaminfeuer, wo er ihr von seiner Arbeit in Parkers Warenhaus berichten und sie ihn mit kurzweiligen Geschichten über ihre Kundinnen in Madam Arkwrights Hutsalon unterhalten würde. Aber nichts dergleichen. Seine Kehle sei trocken, pflegte er zu sagen, er müsse sie erst ölen, bevor er sprechen könne. Zugegeben, er hatte sie ein paarmal aufgefordert, ihn ins Pub zu begleiten. Aber das bedeutete, in einer Runde von Frauen zu sitzen, mit denen sie sich nicht unterhalten konnte. Es war, als sprächen sie eine andere Sprache. Nach ihrem zweiten Besuch dort hatte sie ihm erklärt, dass sie keine Lust habe, sich mit diesen liederlichen Frauenzimmern zu langweilen, während er sich nebenan an der Bar volllaufen lasse, zu der nur Männer Zutritt hatten.

Am Morgen danach betrat sie den Hutsalon, The Bandbox, wie er hieß, zum ersten Mal mit einer geschwollenen Wange. Und an diesem Morgen war ihr Mrs Arkwright zum ersten Mal nicht als Chefin, sondern als Mutter entgegengetreten und hatte sie für ihre Torheit gerügt, sich von diesem gewöhnlichen Individuum einwickeln zu lassen, das dieser Warenhausverkäufer in ihren Augen nun mal sei. Habe sie sie nicht oft genug gewarnt, betonte sie, dass dieser Mann weit unter ihrem Niveau

liege? Ihre Mutter habe sie doch gut erzogen und auch sie habe sich alle Mühe gegeben, ihr Stil beizubringen, und nun lasse sie sich behandeln wie eine Hafennutte!

Diese Szene stand ihr jetzt wieder ganz deutlich vor Augen: Mrs Arkwright, bislang stets die Gelassenheit in Person, die sie bei den Schultern gepackt und gesagt hatte: »Wenn er noch einmal die Hand gegen dich erhebt, dann nimm den nächstbesten Gegenstand und schlag zurück. Zunächst probieren sie es nur und dann wird es zur Gewohnheit. Wenn du dich jetzt nicht gegen ihn wehrst, dann wirst du, ehe das Jahr zu Ende ist, nicht mehr aus den Augen schauen können. Ich kenne diese Sorte Mann.«

Und sie hatte recht gehabt. Nur wenige Tage später, als sie sich weigerte, ihm fünf Shilling für eine todsichere Wette zu geben, schlug er wieder zu. Doch diesmal war sie gewappnet. Noch ehe seine Hand ihre Wange berührte, hatte sie den Kerzenständer gepackt, der auf dem Kaminsims stand, und ihm damit auf die Fingerknöchel geschlagen, und zwar mit einer solchen Wucht, dass er mit einem lauten Aufschrei zurückwich. In seinem Gesicht spiegelte sich Schmerz, aber auch Verblüffung, als er sie daraufhin mit großen Augen anstarrte. Sein stilles, fügsames junges Frauchen, das ihm bislang bedingungslos gehorcht hatte, wie er vor seinen Freunden gerne angab, hatte doch tatsächlich die Stirn, sich ihm entgegenzustellen. Schlimmer noch, sie erklärte ihm tatsächlich, was passieren würde, wenn er es noch einmal wagen sollte, sie zu schlagen. Sie würde ihm ihren Lohn nicht mehr abliefern, sagte sie, und verlangte zudem einen Teil des seinen als Beitrag zum Haushaltsgeld ...

Emily lehnte sich gegen die Tür, schloss die Augen und ließ die Szene noch einmal Revue passieren. Das war der befriedigendste Augenblick in ihrer Ehe gewesen, der Moment, der sie vom Mädchen zur Frau machte, und zwar endgültiger, als es das Ehebett vermocht hatte.

Nach diesem Abend war das Leben an seiner Seite beinahe unerträglich geworden. Es kam die Zeit, da er nachts nicht nach Hause kam. Aber darüber war sie im Grunde nicht allzu unglücklich. Diese Nächte waren für sie willkommene Ruhepausen, die ihr auch der bronzene Kerzenständer nicht hatte gewähren können. Und dann kam

der Tag, da er ihr erklärte: »Jetzt kannst du sehen, wo du bleibst. Ich verlasse dich.« Und als diese Erklärung ohne Antwort blieb, hatte er gebrüllt: »Was glaubst du überhaupt, wer du bist? Dein alter Herr war doch bloß ein kleiner Heizer auf einem abgewrackten Kahn.« Darauf bekam er eine Antwort. »Mein Vater war Zweiter Offizier auf einem Frachtschiff und ein Gentleman.«

Ja, sie hatte ihren Vater als Gentleman in Erinnerung. Er ertrank, als sie fünf Jahre alt war. Sie hatte ihn eigentlich nur zweimal gesehen und jedes Mal laut geschrien, wenn sie dieser fremde Mann auf den Arm nehmen wollte.

»Dein Vater war ein echter Gentleman«, hatte ihre Mutter immer wieder zu ihr gesagt und dadurch in ihrer Vorstellung das Bild eines schneidigen Schiffsoffiziers geprägt, der durch die Rente, die ihre Mutter nach seinem Tod bezog, quasi mit dazu beigetragen hatte, dass sie dieses Haus hatten kaufen können.

In besagter Nacht hatte ihr Mann auch die Sprache auf die Besitzrechte an diesem Haus gebracht. »Wenn du dieses Haus verkaufst, dann bekomme ich meinen Anteil, dass das klar ist. Was der Frau gehört, gehört auch dem Mann. Genau genommen kann ich dieses Haus auch über deinen Kopf hinweg verkaufen, wenn ich will. Und das werde ich auch, wenn du mir krummkommst.«

Aber da sie, was die Gesetze anbelangte, völlig unbewandert war, hatte sie sich einstweilen ruhig verhalten. Sie wollte zuerst mit Mrs Arkwright über die Angelegenheit sprechen.

Und als sie ihr dann erzählte, dass ihr Mann sie verlassen habe, hatte diese ganz spontan ausgerufen: »Gott sei Dank, dass du den losbist! Aber lass dich nicht auf eine Trennung ein, verlang die Scheidung.«

Scheidung! Das gab es nur in bessergestellten Kreisen. Doch mithilfe ihrer mütterlichen Ratgeberin hatte sie die Scheidung durchsetzen können. Drei Jahre hatte die Prozedur gedauert, doch schließlich gab die Tatsache, dass er mit seiner neuen Lebensgefährtin inzwischen drei Kinder hatte, den Ausschlag und machte zudem endgültig seine Vorstellung zunichte, dass er auf ihren Besitz einen rechtlichen Anspruch erheben könnte.

Dass die Anwaltskosten den größten Teil des Erlöses, den sie mit dem

Verkauf des Hauses erzielte, verzehrt hatten, machte ihr insofern wenig Kopfzerbrechen, als Mrs Arkwright ihr inzwischen in ihrem Haus eine Wohnung angeboten hatte. Und damit nicht genug, hatte sie sie als gleichberechtigte Partnerin in den Hutsalon aufgenommen. Und was das für eine Partnerschaft war! Und was für ein Haus! Was für Häuser, genauer gesagt!

Emily machte die Tür auf, trat auf die Straße, drehte den Schlüssel im Schloss und murmelte dabei: »Leb wohl. Leb wohl, altes Haus. Du hast deinen Zweck erfüllt.«

Ohne einen Blick zurückzuwerfen, ging sie die Straße hinunter zur Droschkenstation und bestieg die nächste Pferdekutsche. Versonnen starrte sie während der Fahrt aus dem Fenster, wie sie es so oft tat, ohne die Straßen und Häuserfronten, die an ihr vorbeizogen, wahrzunehmen, so vertraut war ihr diese Wegstrecke in den vielen Jahren geworden. Als sie mit ihrer Mutter das erste Mal Mrs Arkwrights Hutsalon aufgesucht hatte, war es nur ein Katzensprung gewesen zum Bertram Close, wo sich der Hutsalon damals befand. Doch kurze Zeit später zog Mrs Arkwright mit ihrem Salon in die Maddock Street um und etablierte sich zwei Jahre später im Frontlea House am Willington Place, Ecke Barclay Street. Der neue Salon verfügte über ein kleines Schaufenster und bildete den Anfang einer Reihe gut eingeführter Ladengeschäfte. Nebenan gab es eine exklusive Blumen-Boutique, einige Häuser weiter einen Laden, der Briefmarken und Münzen an Sammler verkaufte, und am Ende der Straße ein Hutgeschäft für Herren, über dessen Besitzer und Kunden Madam sich bisweilen köstlich amüsierte.

Nachdem Mrs Arkwright vier Jahre im Frontlea House Nummer 35 ihren Hutsalon betrieben hatte, unterschrieb sie zur allgemeinen Verwunderung der Anwohner nicht nur einen Pachtvertrag auf 99 Jahre für dieses Haus, sondern mietete auch noch das angrenzende Gebäude dazu, in dem Konteradmiral Proggett bis zu seinem Tod gewohnt hatte.

Ließ sich mit Hüten so viel Geld verdienen?, fragten sich die Leute damals verwundert. Und die Gerüchteküche wusste zu berichten, dass die Damengarderobe, die Mrs Arkwright ebenfalls in ihren Räumen zum

Verkauf anbot, nicht ganz ... neuwertig war.

Von der Droschkenstation bis zum Hutsalon war es nur ein kurzer Fußweg. Emily öffnete die Haustür, die in demselben Dunkelgrün gestrichen war wie die Fenstersimse zu beiden Seiten des Eingangs und das eiserne Geländer, das den schmalen Vorgarten begrenzte. Sie durchquerte eine kleine Diele und ging auf die Milchglastür zu, die in das eigentliche Empfangsfoyer führte. Besucher, die zum ersten Mal Mrs Arkwrights Hutsalon besuchten, hielten angesichts dieses L-förmig geschnittenen, außergewöhnlich großen Raumes erstaunt inne. Von den beiden Längsseiten gingen etliche Türen ab und am Ende der Halle befand sich eine ausladende Treppe, die in die oberen Räumlichkeiten führte.

Die Wände des Foyers waren mit einer dunkelroten Stofftapete verkleidet und vor den beiden hohen Fenstern neben der Eingangstür bauschten sich graue Seidenvorhänge. Dasselbe Grau wiederholte sich in den schweren Brokatbezügen der drei Sofas und zweier zierlicher Sessel, die den Besuchern als Sitzgelegenheit dienten. Den Mittelpunkt der Halle bildete ein großer, runder Tisch und an gut sichtbaren Standorten, die dem Besucher zwangsläufig ins Auge fallen mussten, waren die neuesten Hutmodelle auf schlanken Holzständern dekoriert.

Emily blieb für einen Moment stehen und sah sich um. Aus zwei der angrenzenden Räume drang leises Stimmengemurmel, was bedeutete, dass dort Kundinnen bedient wurden; spezielle Kundschaft in diesem Fall – solche, die ihre Bestellung auch prompt bezahlte.

Gerade als sie sich anschickte weiterzugehen, öffnete sich die Tür zu ihrer Linken und sie hörte eine lachende Stimme sagen: »Er wird mich umbringen. Ich höre ihn schon sagen: ›Du kannst doch nicht drei Hüte auf einmal tragen!‹ Nun, ich werde einfach die ganze Schuld auf Sie schieben, Miss Esther ... Oh, da ist ja Mrs Pearson«, flötete die üppige, für die Tageszeit viel zu elegant gekleidete Dame, die nun mit raschelnden Röcken auf Emily zugesegelt kam und dabei unaufhörlich weiterschnatterte. »Stellen Sie sich vor, wegen eines winzigen Hütchens bin ich gekommen und mit drei Tellerhüten gehe ich nach Hause. Aber schließlich kann ich mich ja nicht ohne Hut auf der Straße blicken lassen, nicht wahr? Sie sehen großartig aus, Mrs Pearson. Wo stecken

Sie denn immer? Und Madam Arkwright?« Vertraulich beugte sie sich zu Emily und erklärte, indem sie die Lippen zu einer Schnute schürzte: »Neuerdings erhasche ich nur noch einen Blick auf Madam, wenn ich meine Rechnungen bezahle.«

»Aber Mrs Fairbairn. Madam ist stets entzückt, Sie zu empfangen, das wissen Sie doch. Schließlich sind Sie ihre älteste und beste Kundin.«

»Die älteste, das will ich doch nicht hoffen, meine Liebe«, meinte sie eine Spur indigniert und wedelte mit der Hand vor Emilys Nase herum, worauf diese sofort um ein entschuldigendes Lächeln bemüht war: »Das ist doch nur so eine Redewendung, gnädige Frau. Sie waren eine der ersten Damen, die ich kennenlernte, als ich bei Madam anfing, und Sie sind seither keinen Tag älter geworden.«

»Genau dasselbe sagt Wilson Fairbairn auch immer und ich glaube ihm kein Wort. Aber ich höre es trotzdem gern. Auf Wiedersehen, meine Liebe. Sie sorgen doch dafür, dass meine Hüte morgen fertig sind, nicht wahr?«

»Aber gewiss, gnädige Frau.« Emily begleitete Mrs Fairbairn nach draußen. »Ah, da ist ja Benson«, krähte diese, als sie durch die Eingangstür trat, und fügte dann verschmitzt hinzu: »Er hasst es, die Kutsche um den Block zu führen. Sei nicht gut für die Pferde, sagt er. Und gerade deshalb bleibe ich mit Absicht immer ein wenig länger, müssen Sie wissen.«

Emily beobachtete erstaunt, wie die füllige Dame leichtfüßig wie ein junges Mädchen die drei Stufen zur Straße hinuntertrippelte, in der Kutsche Platz nahm und ihr dann zum Abschied noch einmal huldvoll zuwinkte.

Esther McCann hatte im Foyer auf Emily gewartet und meinte nun zu ihr: »Donnerwetter, das ist vielleicht eine Marke. Aber irgendwie mag ich sie. Kürzlich hörte ich, dass die Firma ihres Gatten in Schwierigkeiten steckt. Ob sie das wohl weiß?«

»Denke ich schon. Aber wie ich sie einschätze, hat sie bestimmt beschlossen, keine Notiz davon zu nehmen«, entgegnete Emily und nickte nachdenklich mit dem Kopf. »Und wie läuft es hier?«

»Ganz gut so weit. Lady Steele war da.«

»Lady Steele? Wie nett ... was wollte sie denn? Hüte?«

»Ja, einen vorläufig. Es ist schon komisch mit diesen Titeln. Da ist Lady Steele, die keinen Penny in der Tasche hat und dennoch versucht, ihren Standard zu halten und die Liebenswürdigkeit in Person ist, und dann die andere, diese Lady Wearmore ... Ich kann diese Person nicht ausstehen.«

»Da bin ich ganz deiner Meinung, Esther ... Wo ist denn Madam?«

»Na, wo wohl? Nebenan, wie immer. Es wird wunderschön, nicht wahr?«

»Ja, großartig«, sagte Emily und senkte dann die Stimme. »Bevor Lena und du heute Abend nach Hause geht, möchte Madam noch ein Wort mit euch reden. Lena soll doch die Änderungen übernehmen und du wirst ihr dabei zur Hand gehen. Aber zusätzlich brauchen wir noch zwei Kräfte für die Werkstatt hier und darüber möchte sie mit euch sprechen.«

Esther McCann nickte. »Ja, darüber habe ich mit Lena auch schon gesprochen. Wir sind übereingekommen, dass wir lieber die Änderungen oben machen wollen, als weiter hier unten zu arbeiten. Nicht dass Sie denken ...«, fügte sie mit veränderter Stimme hinzu, »... dass es uns hier nicht gefällt, aber Sie wissen schon, was ich meine.«

»Ja, ich weiß, was du meinst. Mir wäre es auch lieber so. Hüte sind nun mal mein Beruf; damit kenne ich mich aus und dabei sollte ich bleiben. Was sagst du dazu?«

»Vollkommen richtig!«

Emily lächelte still vor sich hin, als sie durch den kurzen Flur und die neue Verbindungstür in das kürzlich erworbene Nachbarhaus ging. Diese Tür führte zunächst in einen bis in Schulterhöhe holzvertäfelten, unmöblierten Raum, von dem aus sie die Diele betrat. Diese war ebenfalls holzvertäfelt, hier jedoch vom Boden bis zur Decke, und mit einem Sideboard, einem Hutständer und drei Stühlen ausgestattet. Sie öffnete die Tür zum Salon. Die bewusst spärliche Einrichtung dieses Raumes sollte dem Besucher ein Gefühl von Weite vermitteln, das die blassblauen Stofftapeten noch wirkungsvoll unterstrichen.

Da sie Mrs Arkwright im Salon nicht vorfand, ging sie weiter ins Esszimmer. Auch hier waren die Wände panelliert, aber nur bis zur

Höhe der Stuhllehnen. Dieser Raum wirkte als einziger bereits bewohnt und strahlte, vielleicht wegen der silbernen Vorlegeplatten, die in einem Rosenholzregal standen, eine gewisse Behaglichkeit aus.

Emily verzichtete darauf, hinunter in die Küche zu schauen, wo sie um diese Uhrzeit sicherlich Mary Pollock, die Köchin, antreffen würde, die nur sehr widerstrebend ihr neues Reich bezogen hatte. Stattdessen drehte sie sich um und ging auf die Treppe zu, die in die oberen Räume führte.

Die Treppenstufen sowie der Treppenabsatz waren noch nicht mit Teppichen ausgelegt und als sie gerade weiter ins Dachgeschoss hochsteigen wollte, hörte sie eine gedämpfte Stimme sagen: »Hier oben wirst du mich nicht finden, Emily.«

Lächelnd stieß sie die Tür zu Mrs Arkwrights Schlafzimmer auf. »Wie konnten Sie wissen, dass ich es bin?«

»Inzwischen kenne ich deinen Schritt. Und zudem würde außer dir keiner mehr auf dem Speicher nach mir suchen. Du meine Güte, was die Leute alles wegwerfen! Stell dir vor, dort oben stehen doch tatsächlich zwei original Sheraton-Stühle. Die Mäuse haben sich zwar an den Sitzpolstern gütlich getan, aber was macht das schon? Ein Stückchen Stoff, und sie sind wieder wie neu ... Na, was guckst du so? Weil ich endlich meine alte Zinntruhe aufgemacht habe? Was da wohl drin sein mag, das interessiert dich schon seit Jahren, nicht wahr? Und vor dir hat es schon deine Mutter beschäftigt. Warum sie wohl immer in meinem Schlafzimmer stand, mit einem Chenilletuch zugedeckt, habt ihr euch gefragt, stimmt's? Ja, ja, ich weiß Bescheid«, nickte die alte Dame mit wissender Miene und fuhr dann fort: »Nun, langer Rede kurzer Sinn, ich habe diese Truhe jahrelang aufbewahrt, quasi als Warnung für mich, nicht überkandidelt zu werden. Eines Tages, als ich ein bisschen Glück hatte, wollte ich sie ausmisten und den ganzen Kram wegwerfen. Das habe ich auch getan, sie ausgemistet und dann den Deckel zugeklappt. Und nun steht sie da und starrt mich an. Und weißt du, was sie mir sagt?«

Emily lächelte schüchtern und schüttelte den Kopf, ohne zu antworten.

»Sie sagt: ›Setz einen Teufel aufs Pferd und es reitet direkt in die

Hölle.‹ Und genau das habe ich nur zu oft bei Leuten erlebt, die zu ein bisschen Geld gekommen sind. Die vergessen dann mit einem Mal ihre Vergangenheit und ihre alten Freunde. Aber genug jetzt von mir. Wie ist es bei dir gelaufen?«

»Reibungslos. Die Möbel haben tatsächlich alle auf den Wagen gepasst.«

»Das will ich meinen. Es war sehr töricht von dir, alles für nur fünf Pfund herzugeben. Fünfundzwanzig waren die Sachen allemal wert. Da waren ein, zwei wirklich gute Stücke dabei. Das Rosshaarsofa zum Beispiel, das ich deiner Mutter einmal geschenkt habe.«

Emily enthielt sich wohlweislich einer Bemerkung, denn dieses Sofa mit der stacheligen Füllung hatte ihnen jahrelang das Leben schwergemacht, zumal sie es nicht hatten weggeben können, weil sie immer damit rechnen mussten, dass Mrs Arkwright doch einmal auf Besuch kam.

»Na, auf jeden Fall ist diese Episode deines Lebens nun endlich abgeschlossen«, sagte Mrs Arkwright, die sich aus ihrer gebückten Haltung erhob und auf einem Stuhl neben der Truhe Platz nahm. »Sauber und gründlich. Das hättest du übrigens schon vor Jahren machen sollen. Ach, im Grunde hättest du dir diese Episode überhaupt ganz sparen können. Das habe ich dir immer gesagt. Aber du wolltest ja nicht auf mich hören.«

»Nein, wollte ich nicht«, pflichtete ihr Emily bei. »Aber ich habe meine Lektion gelernt, wie Sie mir immer prophezeit haben.«

»Ich wollte nur dein Bestes. Wirst du weiterhin seinen Namen tragen?«

»Nein. Ich nehme wieder meinen Mädchennamen an.«

»Das ist gut. Aber lass dich nicht mit Fräulein Ratcliffe anreden. Bleib bei Frau und behalte auch deinen Ehering an. Der wird dich beschützen.«

Darüber musste Emily lachen. »Wovor denn?«

»Stell dich nicht dümmer, als du bist, meine Liebe. Und erzähl mir nicht, dass du dich nicht zuweilen im Schaufenster und in dem großen Spiegel betrachtest. Mit deiner Figur ...«

»Mit welcher Figur? Sie haben mir doch jahrelang eingeredet, ich

hätte keine. Körbchen sollte ich mir zulegen, haben Sie gesagt«, kicherte sie und deutete auf ihre Brüste, »... damit da überhaupt eine Wölbung sichtbar wird.«

»Ja, das stimmt, manchmal bin ich nicht sehr feinfühlig. Aber glaub mir, der Tag wird kommen, und zwar recht bald, da die breiten Achterdecks und die Fregatten mit ihren Oberweiten wie Schlachtschiffe in Seenot geraten, wie der alte Konteradmiral gesagt hätte. Ach, der Gute würde sich im Grab umdrehen, wenn er uns hören könnte«, lachte sie und verschluckte sich beinahe. »Weißt du noch, wie er immer mit zackiger Stimme Befehle brüllte, wenn er zu tief ins Glas geschaut hatte? Henry hieß doch der arme Kerl, den er dann zur Schnecke machte, erinnerst du dich?«

Emily lachte so herzlich, dass sie sich die Tränen aus den Augenwinkeln wischen musste. »Und geflucht hat er wie ein Landsknecht. Aber wenn man ihn auf der Straße traf, war er ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle.«

»Ja«, nickte Mrs Arkwright. »Er war ein Gentleman. Einmal hat er mir sogar die Hand geküsst, stell dir vor. Damals, als ich nebenan den Salon eröffnete und ihn zu einem Besuch einlud, damit er sich davon überzeugen konnte, dass er eine respektable Nachbarin bekommen hatte.«

Mrs Arkwright hielt einen Augenblick inne, bevor sie dann mit nüchterner Stimme fortfuhr: »Und das hier ist ein anderer Gentleman ... oder war es.« Sie reichte Emily eine Fotografie. »Du hast ihn noch nie gesehen, nicht wahr?«

Emily betrachtete das Bild. Es zeigte einen großen, sehr gut aussehenden Mann mit einem schmalen Oberlippenbart und vollem blonden Haar. Auf ihren fragenden Blick hin erklärte Mrs Arkwright: »Er war in der Tat ein Gentleman, ein Ehrenmann par excellence. Und zwar in jeder Hinsicht. Und dabei so sanftmütig und freundlich. Das war mein Gemahl, mein Oscar.«

»Er sieht wirklich sehr ... gut aus, sehr elegant«, erwiderte Emily leise.

»Ich werde dir jetzt etwas erzählen. Setz dich.« Mrs Arkwright deutete auf den Sessel neben sich. »Das wollte ich schon seit Langem tun, denn du weißt ja so gut wie nichts über meine Vergangenheit,

stimmt's?«

»Überhaupt nichts, um ehrlich zu sein«, gab Emily zu und schüttelte bedächtig den Kopf.

»Nun, meine Liebe. Ich war einmal Zofe. Ja, eine Zofe. Das hat sich ganz zufällig ergeben. Man hatte mich mit zwölf Jahren in Stellung geschickt. Die Familie gehörte zum gehobenen Mittelstand, war aber nicht von Adel. Nein, nein, die kamen nur durch ihr Geld zu Stand und Ehren.« Dabei verzog sie missbilligend das Gesicht. »Unmöglich, dass man durch Geld allein in die Mittelschicht aufsteigen kann. Pah! Pah!«, machte sie und Emily beeilte sich, ihr zuzustimmen. »Wirklich unmöglich. Das sollte von Gesetzes wegen verboten werden.«

»Du sprichst mir aus der Seele. Um ein Haar wäre es auch tatsächlich dazu gekommen. Aber lassen wir das. Wie gesagt, mit zwölf ging ich in Stellung, arbeitete in der Küche und war mit siebzehn zweites Hausmädchen. Dann starb die Herrin – der Herr war schon einige Jahre vorher gestorben – und zurück blieb deren einzige Tochter, Miss May. Sie war damals dreißig, ein richtiges spätes Mädchen und prüde bis in die Knochen. Eines Tages fuhr sie zu Freunden zum Tee. Unterwegs geriet sie jedoch in einen schweren Sturm und ließ sich wieder nach Hause fahren. Doch dort erwartete sie ein noch viel größerer Sturm in Gestalt ihrer Kammerzofe, die sich mit einem der Lakaien vergnügte. Und wo, glaubst du, trieben sie es?«, fragte Mrs Arkwright mit gespannter Miene, die sie einige Sekunden lang hielt, bevor sie Emily aufklärte. »In Miss Mays Bett! O Gott, was für ein Tag! Ohnmachtsanfälle und Gezeter, im Haus war der Teufel los. Miss Elsie Wilson machte sich davon so schnell sie konnte, aber schließlich musste sich ja jemand um Miss May kümmern. Ich war wie gesagt zweites Hausmädchen. Das erste, Jane Battle, kam nicht infrage, denn die hatte ständig eine Rotznase und Miss May konnte ihren Anblick nicht ertragen. An wem, glaubst du, blieb es schlussendlich hängen, die Gnädigste zu beruhigen? An ihrer ergebenen Dienerin. Und so fing alles an. Sie mochte mich und ich mochte sie – trotz ihrer Grillen. Drei Jahre später, auf einer Gartenparty bei Freunden, kreuzte ein Major der Indischen Armee ihren Weg, den man wegen eines Fußleidens in die Heimat entlassen hatte. Er war um die vierzig, sie inzwischen dreiunddreißig. Obwohl

allgemein bekannt war, dass Miss May sich bis dahin noch nie für einen Mann interessiert hatte, verliebte sie sich rettungslos in diesen Major und er in sie und zwei Jahre später waren sie verheiratet.«

Sie drehte lächelnd das Bild ihres Gatten zwischen den Fingern und fuhr mit einem bedeutungsvollen Blick auf Emily fort: »Wie heißt es in der Bibel so schön? Es begab sich also ... dass sie ihre Flitterwochen in Südfrankreich verbrachten. Und es begab sich ebenfalls, dass der Major seinen Offiziersburschen mitnahm und die Lady ihre Kammerzofe.« Mrs Arkwright tippte sich mit dem Zeigefinger auf die Brust. »Und dieser Bursche war Oscar. Weißt du, Emily«, seufzte sie leise und legte die Fotografie zu den anderen zurück, ohne jedoch den Blick davon abzuwenden, »es gibt Zeiten im Leben, von denen man sagt, es seien die glücklichsten gewesen. Und in diesem Monat in diesem hübschen Hotel außerhalb von Nizza haben Oscar und ich uns verliebt. Er war zwölf Jahre älter als ich, es war ähnlich wie beim Major und der Lady, nur war ich damals dreiundzwanzig.«

Sie unterbrach sich für eine Weile, als müsse sie sich die längst vergangenen Tage noch einmal ins Gedächtnis rufen, bevor sie weitererzählte. »Ach, war das eine wunderschöne Zeit. Nach dem Dienst gingen wir lachend und plaudernd am Strand spazieren. Wir beide hatten immer etwas zu lachen. Und das Hotel, so gemütlich und so nettes Personal. Wirklich, das waren wunderschöne Ferien, und eine Woche nach unserer Rückkehr nach England machte Oscar mir einen Heiratsantrag. Er musste natürlich zuerst den Major fragen, aber der war einverstanden. Nicht so jedoch Miss May. Komisch, für mich blieb sie immer Miss May, denn die Heirat hatte sie kaum verändert. Sie gab sich weiterhin gouvernantenhaft, wenn du verstehst, was ich meine. Anfangs sagte sie, ich könne nicht bleiben, jetzt, da ich verheiratet war und möglicherweise Kinder bekommen würde, aber auf der anderen Seite wollte sie mich auch nicht verlieren. Na, offenbar hat der Major ein gutes Wort für mich eingelegt, denn sie behielt mich schließlich doch in ihrem Dienst. Ich höre sie noch heute sagen ...« Mrs Arkwright hob ihr Kinn und kräuselte die Lippen. »›Mabel‹, sagte sie. ›Ich hoffe, du hältst es nicht für nötig, eine Familie zu gründen.‹ Komische Ausdrucksweise, nicht wahr? Und wir bekamen tatsächlich keine Kinder, obgleich es an

Versuchen nicht gemangelt hat.«

Sie sah Emily jetzt wieder an. »Aber sie bekam ein Baby, die Ärmste, mit achtunddreißig, und starb dann bei der Geburt. Das Baby lebte noch zwölf Tage. Er war ein hübscher Junge. Der Major zerbrach schier an seinem Leid, denn er hatte Miss May wirklich sehr geliebt. Und von da an drehte sich unser Leben nur noch um den Herrn, der es nicht ertragen konnte, uns nicht in seiner Nähe zu wissen. Er sprach von nichts anderem mehr als von seiner Frau, obwohl er nie wieder ihren Namen in den Mund nahm. Offenbar war er der Meinung, dass ich sehr viel über sie wisse; ja, er glaubte sogar, ich sei mit ihr aufgewachsen. Unglücklicherweise hatte Miss May keine Angehörigen mehr.

Ich war zweiunddreißig, als der Major starb, und Oscar vierundvierzig. Wir lebten damals in Northumberland im Geburtshaus des Majors. Little Manor hieß es, kein großes, dafür aber ein sehr gemütliches Haus, das weit außerhalb des Dorfes lag. Doch bei der Beerdigung folgten alle Dorfbewohner geschlossen dem Trauerzug, denn der Major genoss großes Ansehen bei den Leuten dort. Nun, was Oscar und mich betraf, wir wussten in jenen Tagen nicht, was aus uns werden sollte. Wir fühlten uns ganz verloren. Und dann wurde das Testament verlesen ...«

Sie lehnte sich in ihrem Sessel zurück und schenkte Emily wieder einen bedeutungsvollen Blick. »Das Leben geht mitunter schon recht seltsame Wege. Wenn man glaubt, es geht nicht mehr weiter, öffnet sich irgendwo eine Tür und plötzlich steht man mitten im hellen Sonnenschein. Und genauso erging es uns. Wir machten uns Sorgen um unsere Zukunft, mussten eine neue Stellung finden, besaßen außer unserer Uniform so gut wie nichts, denn wir hatten kaum etwas sparen können bei dem niedrigen Lohn, den wir bekamen. Schön, insgeheim rechneten wir damit, dass uns der Major eine kleine Summe hinterlassen würde. Aber viel konnte es nicht sein, dachten wir, denn der Major hatte in recht bescheidenen Verhältnissen gelebt. Nun gut, eines Tages saßen wir alle im Salon, wo der Notar das Testament des Majors verlas. Jeder Angestellte sollte die Summe von hundert Pfund erhalten, so verlangte es der Letzte Wille, und alle schienen damit zufrieden. Der Notar verlas daraufhin die Namen der Angestellten, aber unsere waren

nicht darunter. Jeweils eintausend Pfund gingen an seinen Neffen und seinen Cousin. Dann nahm der Notar das nächste Blatt zur Hand und las: ›Meinem treuen Diener und Freund Oscar Arkwright vermache ich fünfhundert Pfund und alles, was ich an Schmucksachen besitze; seine Frau Mabel Arkwright, die sich nach dem Tod meiner Gattin so liebevoll um mich gekümmert hat, soll zweihundert Pfund erhalten.‹ Siebenhundert Pfund für uns beide, stell dir das vor! Dazu seine Taschenuhr nebst Uhrkette, die Manschettenknöpfe und allerlei Kleinkram, alles außer seinen Medaillen. Die gingen zusammen mit dem Rest seines Vermögens an sein Regiment. Und weißt du, was Oscar und ich taten, als wir hörten, was er uns hinterlassen hat? Wir fingen beide hemmungslos an zu weinen. Oscar schluchzte freilich nicht laut los, aber die Tränen liefen auch ihm in Bächen über die Wangen. Und so war unsere Zukunft gesichert.«

Mrs Arkwright unterbrach sich und holte tief Luft. »Ich wollte dir diese Geschichte schon lange erzählen. Und es gibt auch einen Grund, warum ich sie dir jetzt erzähle, aber davon später.«

»Oh, Mrs Arkwright«, flüsterte Emily gerührt, indem sie sich erhob. Sie ging auf die ältere Frau zu, nahm deren Hände in die ihren und drückte sie herzlich. »Danke. Ich freue mich so, dass Sie mir das erzählt haben. Ich muss zugeben, dass ich mich zuweilen gefragt habe, wie Ihr Leben wohl verlaufen sein mochte und wie Sie das hier angefangen haben. Das klingt ja wie ein Märchen.«

»Nein, nein, meine Liebe, das war kein Märchen. Das war harte Arbeit, von Anfang an. Oscar fragte mich damals, was ich nun zu tun gedenke, und ich sagte ihm, dass ich gerne einen Hutsalon eröffnen würde. Oscar war sofort Feuer und Flamme für meine Idee. Also kauften wir unseren ersten Laden und damit begann dann die eigentliche Arbeit. Deine Mutter war eine meiner ersten Putzmacherinnen; und dann kamst auch schon du. Nun, den Rest der Geschichte kennst du ja. Und am Ende habe ich doch noch bekommen, wovon ich so lange geträumt habe – ein eigenes Haus. Und das richten wir uns jetzt ganz gemütlich ein, du und ich.« Sie hob die Hand, strich sanft über Emilys Wange und ihre Stimme nahm plötzlich einen beinahe flehenden Tonfall an, als sie sagte: »Du wirst doch bei mir wohnen,

nicht wahr, meine Liebe?«

»Aber selbstverständlich. Es ist doch alles schon ausgemacht. Wo sollte ich denn sonst hin? Ich habe doch niemand außer Ihnen.«

»Haha!«, machte Mrs Arkwright und versetzte Emily einen recht groben Klaps. »Ich werde mich hüten zu sagen, dass du frei und ungebunden bist. Aber du bist ungebunden, und hübsch, sehr hübsch sogar. Und wenn es demnächst die Runde macht, dass du wieder zu haben bist, dann werden die Männer wie die Schakale ums Haus schleichen.«

»Ach, Unsinn. Und vergessen Sie nicht, was Sie einmal über mich gesagt haben.« Jetzt war die Reihe an Emily, den Zeigefinger zu erheben. »›Du bist nur hübsch, wenn du lächelst. Du solltest dir diesen steifen, überheblichen Gesichtsausdruck verkneifen.‹ Das waren Ihre Worte.«

»Ja, ganz recht, das habe ich gesagt«, gab Mrs Arkwright zu. »In erster Linie, weil ich mir Gedanken gemacht habe, wie das auf die Kundschaft wirkt. Und ich habe dir auch gepredigt, dass du niemals die Kundinnen mit deiner Kleidung ausstechen noch dich ihnen überlegen zeigen darfst.«

»Das weiß ich alles, den Ratschlag haben Sie mir schon vor Jahren gegeben. Inzwischen habe ich noch eine Menge dazugelernt.«

»Ja, das hast du, meine Liebe ... Aber nun haben wir genug salbadert. Was hältst du von einer schönen Tasse Tee? Nein, warte, ich wollte dir ja noch etwas anderes zeigen.« Sie deutete auf einen alten, holländischen Kleiderschrank. »Mach mal auf. Dort drin liegt ein Hut. Mal sehen, ob man damit noch etwas anfangen kann.«

Emily öffnete die Schranktür und hielt unwillkürlich die Luft an, als ihr Blick auf den Hut fiel, der in einem der Fächer lag. Vorsichtig nahm sie ihn heraus und fragte: »Haben Sie den oben im Speicher gefunden?«

»Ja, in einer verstaubten Hutschachtel.«

»Gütiger Himmel! Und ich dachte immer, Strohhüte ohne Garnitur seien langweilig. Aber dieser hier ist eine Wucht! Und diese seltsame Farbe! Wie sie die wohl hingekriegt haben?«

»Das ist eine Mischung aus Weiß, Gelb und Hellbraun, würde ich sagen.«

»Er ist tatsächlich aus Stroh, aber dabei so steif.«

»Nun, den haben sie getaucht, nehme ich an, ansonsten wäre er nicht mehr so stabil. Na, was sagst du dazu?«

Emily besah sich den Hut ausgiebig von allen Seiten, bevor sie antwortete. »Ein sehr außergewöhnlicher Hut. Wunderschön. Und diese Farbe ... so eine Farbe habe ich noch nie gesehen. Eine Art Maisgelb, aber viel zarter.«

»Blassgold würde ich es nennen.«

»Ja, richtig«, nickte Emily. »Blassgold. Die Krempe ist ein bisschen verbogen, aber das ist ja verständlich, wenn er jahrelang in einer Schachtel lag. Ein Wunder, dass das Material nicht gebrochen ist.«

»Hm, das habe ich mir auch schon gedacht«, nickte Mrs Arkwright. »Aber die Krempe lässt sich mit Dampf wieder geradebiegen. Womit sollen wir ihn denn garnieren?«

»Sie möchten ihn garnieren? Irgendwie finde ich ihn so nackt ganz schön«, kicherte Emily und fügte, als ihr bewusst wurde, was sie gesagt hatte, noch rasch hinzu: »Er sieht doch nackt aus, nicht wahr?«

»Ja, das tut er wirklich«, bestätigte Mrs Arkwright und stimmte in Emilys Kichern ein. »Womit sollen wir ihn denn nun garnieren?«

»Wüsste ich im Augenblick nicht zu sagen. Komisch, aufgeputzt kann ich mir diesen Hut gar nicht vorstellen.«

»Gut, aber nackt lässt er sich wohl kaum verkaufen.«

Ganz spontan ging Emily auf die Frisiertoilette zu, nahm vor dem Spiegel Platz und setzte den Strohhut auf. Eine Weile betrachtete sie aufmerksam ihr Spiegelbild, drehte sich dann langsam auf dem Hocker, um sich Mrs Arkwright zu präsentieren. »Lieber Himmel!«, rief diese aus. »Der ist ja wie für dich gemacht. Die Farbe passt genau zu deinem Teint.«

»Sie haben doch immer moniert, mein Teint sei so farblos.«

»Deshalb ja. Mit dem Hut kommt er jetzt erst so richtig zur Geltung, finde ich. Nun, sei’s drum, wir werden ihn bestimmt los. Am besten drapieren wir ihn auf dem Ständer gegenüber vom Eingang. Aber ein bisschen Garnitur würde ihm dennoch nicht schaden, meine ich.«

»O nein«, protestierte Emily und sprang auf. »Bitte, putzen Sie ihn nicht auf.«

»Das ist doch Unsinn«, erwiderte Mrs Arkwright und rutschte bis zur Stuhlkante vor. »Kein Mensch in diesem Laden kann einen nackten Hut verkaufen; ohne Bänder, ohne Blumen oder Federn. Wie stellst du dir das denn vor?«

»Dann kreieren Sie einfach eine neue Mode.«

»Das würde dir so passen, wie? Nein, nein, irgendetwas muss auf den Hut.«

Emily nahm den Hut ab, setzte ihn auf die Hand und gab ihm einen leichten Schubs mit dem Finger, sodass er sich drehte. Dann murmelte sie leise, als spräche sie zu sich selbst: »Eine schlichte Schleife aus mattgrüner Seide, hinten gebunden, das könnte ich mir gerade noch vorstellen. Aber die Bänder dürfen nicht über die Krempe hängen und sich nur ganz schmal an die Krone schmiegen.«

Die beiden Frauen standen sich nun gegenüber und begutachteten den Hut, der sich immer noch auf Emilys Finger drehte. Und dann sagte Mrs Arkwright ebenso leise: »Ja, ich glaube, du hast recht. Es muss ein zartes Grün sein, eine Art Apfelgrün. Und er muss einen Namen haben – der Hut, meine ich.«

»›Der Goldene Strohhut‹, wie finden Sie das?«

»Hm, nicht schlecht«, nickte Mrs Arkwright. »Ja, Goldener Strohhut. Das ist gut. Willst du eine Wette darauf abschließen, wie lange es dauert, bis er in einer Schachtel den Laden verlässt?«

»Gut, ich wette zwei Shilling, dass er in einem Monat verkauft ist.«

»Und ich setze fünf Shilling dagegen, dass er in drei Monaten noch immer am Ständer hängt.«

»Abgemacht. Aber keine Garnitur, nur eine einfache Schleife, ja?«

»Ganz wie Sie befehlen: nur eine Schleife. Hm, Moment mal ... Was ist, wenn einer Kundin der Hut tatsächlich zusagt, sie ihn aber unbedingt bestücken lassen will?«

»Nun, dann müssen wir sie eben vom Gegenteil überzeugen, und zwar durch Blicke und das bewährte Schweigen, das lauter tönt als tausend Worte, wenn sie uns nach unserer Meinung fragt.«

»Sie haben Ihre Hausaufgaben gemacht, wie ich sehe, Mrs Ratcliffe.«

»Was Hüte betrifft ... ja, da kenne ich mich aus. Und das habe ich hauptsächlich Ihnen zu verdanken, Madam Arkwright.«

»Jetzt aber raus mit dir«, rief diese und schob Emily sanft zur Tür. »Ich könnte hier verdursten und keiner bringt mir eine Tasse Tee. Lass uns nach unten gehen. Aber ohne den Hut.« Mrs Arkwright griff nach dem Strohhut und ließ ihn mit einem gezielten Wurf auf ihr Bett segeln. »Ich habe das unbestimmte Gefühl, dass ich meine fünf Shilling verlieren werde. Es wird mir noch leidtun, dass ich den Hut überhaupt gefunden habe. Nun geh schon, der Hut wird inzwischen nicht davonlaufen.«

»Was ist es, Doktor?«

»Ein Herzanfall.«

»O mein Gott!« Emily schüttelte langsam den Kopf. »Das ist eine ernste Sache.«

»In vielen Fällen ja, aber sie wird es überstehen. Sie muss sich nur schonen. Gibt es in der unteren Etage einen Raum, den man ihr als Schlafzimmer einrichten könnte? Wegen der Stufen, verstehen Sie?«

Emily dachte einen Augenblick nach. »Doch, natürlich, das Arbeitszimmer. Es ist zwar eine Art Durchgangszimmer zum Nachbarhaus, aber man könnte daraus ein hübsches Schlafzimmer machen.«

»Gut, würden Sie sich darum kümmern?«

»Aber selbstverständlich«, erwiderte Emily und erkundigte sich dann zaghaft: »Wird sie wieder gesund? Ich meine ...«

»Ich weiß, was Sie meinen. Und Sie können beruhigt sein, Madam wird wieder gesund, wenn sie sich vorsieht. Das hier war so etwas wie eine Warnung. Alle Herzanfälle sind Warnungen. Das nächste Mal kommt sie möglicherweise nicht so glimpflich davon. Und da sie sehr anfällig ist für Bronchitis, sollte sie sich besonders schonen ... Hat sie sich in letzter Zeit über etwas Sorgen gemacht?«

»Nicht dass ich wüsste.«

Sie standen unten in der Diele und nachdem der Arzt sich eine Weile interessiert umgeschaut hatte, meinte er: »Ich werde nie begreifen, warum sie dieses Haus auch noch mit dazunehmen musste. Waren die Räumlichkeiten nebenan denn nicht schon ausreichend genug? Möchte Madam jetzt auch noch zur Großgrundbesitzerin avancieren?«

Emily, die den Doktor wegen seiner brüsken Art und seiner unverhohlenen Neugier nie recht hatte leiden können, sah ihm geradewegs ins Gesicht und antwortete, ohne direkt auf seine Frage einzugehen. »Madam wollte endlich ein privates Zuhause haben, abseits von dem Kommen und Gehen, das in einem Geschäftshaus unvermeidbar ist, und wo sie nicht ständig an ihre Arbeit erinnert wird.«

»Na ja, so wie es aussieht, hat sie diese Arbeit ja weit gebracht. Hüte. Erstaunlich, wie viel Geld man mit Hüten verdienen kann. Reiner Firlefanz, wenn Sie mich fragen: Manche der Damen sehen aus, als züchteten sie Blumen auf ihren Köpfen oder kämen gerade von der Jagd. Neulich sah ich eine, die trug tatsächlich einen ausgestopften Vogel auf ihrer Haube spazieren.« Er hatte inzwischen den Mantel angezogen, nahm jetzt seinen Hut von der Garderobe und sagte abschließend: »Manche Leute verstehen es eben, von der Eitelkeit anderer zu profitieren. Nun, sehen Sie zu, dass die Patientin sich ruhig hält. Ich schaue morgen wieder vorbei.«

Emily öffnete ihm die Tür. Sie sagte weder »Auf Wiedersehen« oder »Vielen Dank, Doktor«, sondern erwiderte nur kühl sein Abschiedsnicken. Doch zu ihrer Überraschung wandte er sich noch einmal zu ihr um. »Sie mögen mich nicht, nicht wahr? Aber seien Sie beruhigt, da sind Sie nicht die Einzige.« Damit drehte er sich auf dem Absatz um und stieg in seine Kutsche.

Emily musste an sich halten, dass sie die Tür nicht laut zuknallte, als sie wieder nach drinnen ging. Er hatte recht, sie konnte ihn wirklich nicht ausstehen. Dr. Smeaton hätte sich nie so benommen. Sein junger Kollege hatte noch viel zu lernen, was den Umgang mit Menschen anbelangte. Sie erinnerte sich noch genau an seine erste Visite hier, als er im Foyer nebenan gestanden und auf den Hutständer gestarrt hatte, auf dem der Goldene Strohhut zwischen zwei anderen, überreich bestückten Modellen hing. »Was ist denn mit dem passiert?«, hatte er zynisch bemerkt. »Den hat man wohl vergessen anzuziehen.«

Ihre Wette hatte Emily verloren. Nur eine einzige Dame hatte den Strohhut aufprobiert und ihn dann gleich wieder mit dem vernichtenden Kommentar abgenommen: »Ich kann mir nicht vorstellen, dass dieser Hut überhaupt einer Frau steht, selbst mit Garnitur. Nein, diese ungewöhnliche Form; er ist viel zu groß und im Vergleich zu der Krone völlig unproportioniert.«

Warum es ihr ausgerechnet dieser Strohhut so angetan hatte, konnte Emily selbst nicht recht verstehen. Und als die drei Monate verstrichen waren und Mrs Arkwright ihre Wette gewonnen hatte, hatte diese sich großzügig gezeigt. »Du kannst deine fünf Shilling behalten, und den

Hut auch. Den schenke ich dir. Wie gesagt, es scheint, als habe man ihn eigens für dich gearbeitet, obwohl er schon etliche Jahre alt ist. Ich wundere mich nur, dass man ihn nicht bestückt, aber dennoch so sorgfältig verpackt hat.«

Jetzt lag dieser Hut in einer großen Schachtel in Emilys Schlafzimmer. Immer wieder einmal nahm sie ihn heraus und probierte ihn vor ihrem Spiegel auf. Und je öfter sie das tat, desto mehr verliebte sie sich in diesen Strohhut und fragte sich, warum Hüte immer so überladen sein müssen. Gut, die Modelle aus Filz für den Winter waren schlichter, nur eine Feder und ein paar Bänder, doch neuerdings verlangten die Damen auch in dieser Jahreszeit mehr Garnitur. Dabei fiel ihr der neueste Modeschrei ein, das Korsett, und sie dachte bei sich, dass der Erfinder dieses Folterinstruments ein Nachfahre der spanischen Inquisitoren sein musste.

Als sie diese Ansicht einmal in Gegenwart von Madam Arkwright kundgetan hatte, erklärte diese lachend: »Oh, ich weiß schon, wie du darauf kommst. Du hast die Bücher gelesen, die unten im Bücherschrank stehen. Du bist schon ein merkwürdiges Mädchen und ein überaus witziges dazu. The Ladies' Journal schiebst du beiseite und steckst deine Nase lieber in diese Art von Literatur.«

Später an diesem Tag hatte Emily sich im Spiegel betrachtet und gedacht: »Ja, wahrscheinlich finden mich die anderen tatsächlich merkwürdig.« Aber was an ihr witzig sein sollte, das ging ihr nicht ein. Im Gegenteil, sie hegte eher düstere Gedanken, quälte sich mit einer Unmenge von Fragen, unter anderem nach dem Grund für ihr Gefühl von Einsamkeit, das ihr umso unbegreiflicher war, als sie den ganzen Tag über von den verschiedensten Menschen umgeben war. Was sie allerdings begriff, war, dass sie an dieses Geschäft gebunden war, an dieses Haus und an Mrs Arkwright. Und war das so schlimm? Diese Frage hatte sie sich nie beantwortet, fiel ihr jetzt auf, sondern sich stattdessen stets hastig auf ihre täglichen Aufgaben gestürzt.

Auch jetzt machte sie sich wieder an ihre täglichen Pflichten. Zunächst einmal ging sie nach oben zu Mrs Arkwright. »Ich kann diesen Menschen nicht ausstehen«, erklärte sie ihr unumwunden. »Und wissen Sie, was er gesagt hat?«

»Nein, was denn?«

»Nun, er streckte mir sein Gesicht entgegen, etwa so«, sie beugte sich über das Bett, »und sagte: ›Sie mögen mich nicht, nicht wahr?‹«

»Das hat er nicht getan!«, wehrte Mrs Arkwright lachend ab.

»Doch, hat er. Und dann ist er von dannen stolziert.«

»Nicht zu glauben! Und hat er sonst noch etwas gesagt? Über mich, meine ich. Kann ich mir einen Sarg bestellen?«

»Ja, in fünfzehn bis zwanzig Jahren, würde ich mal sagen. Aber mit der Wahl des Holzes sollten Sie noch warten.«

»Er glaubt wohl, ich simuliere, wie?«

Emily wurde wieder ernst. »Nein, das glaubt er nicht. Sie hatten einen Herzanfall und wenn Sie nicht noch einen haben wollen, dann müssen Sie sich jetzt wirklich schonen, Madam. Und noch etwas. Er hat angeordnet, dass Sie von jetzt ab unten schlafen. Kein Treppensteigen mehr.« Sie hob die Hand, um etwaige Proteste abzuwehren. »Ist ja nur vorübergehend. Ich werde Molly Stock Bescheid sagen, dass sie das Arbeitszimmer für Sie herrichtet.«

»Das wirst du hübsch bleiben lassen.«

»Nein, das wird so gemacht, Mrs Arkwright. Jeder Widerstand ist zwecklos.«

Mabel Arkwright ließ schmollend den Kopf sinken und als kein weiterer Kommentar von ihr folgte, setzte sich Emily zu ihr aufs Bett, nahm ihre Hand und sagte sanft: »Es ist ja nicht für ewig. Das Arbeitszimmer liegt gleich neben dem Laden und so kann ich immer mal schnell bei Ihnen rein- und raushuschen und Sie über alles auf dem Laufenden halten. Und wenn Sie wieder bei Kräften sind, dann sind es nur wenige Schritte und Sie können uns nebenan wieder herumkommandieren.«

»Richtig!«, sagte sie. »Jemand muss hier ein eisernes Regiment führen. Du bist nicht energisch genug.«

»Nun, vielleicht nicht in Ihrer Gegenwart. Aber Sie sollten mich mal sehen, wenn ich alleine bin. Im Augenblick ist es jedoch gar nicht nötig, jemandem Beine zu machen. Die Arbeiterinnen machen ihre Sache bestens; Sie haben wirklich Glück gehabt. Die Damen sind alle sehr betroffen. Sie können sich gar nicht vorstellen, dass Sie tatsächlich

krank sind. Für sie ist es, als läge der liebe Gott mit Masern darnieder.«

Emily sprang von der Bettkante auf und rang flehend die Hände: »Bitte, lachen Sie nicht so, Madam!« Aber sie musste selbst kichern. »Ich sollte nicht solche dummen Witze machen.«

Mabel Arkwright hatte die Hände auf die Brust gelegt und brachte mit erstickter Stimme heraus: »Lachen ist immer noch die beste Medizin. Du bist wirklich manchmal zu komisch. Kein Mensch würde hinter der damenhaften Pose, die du zur Schau trägst, solche Sprüche von dir erwarten.«

»Das kommt von meiner gewöhnlichen Herkunft.«

»Unsinn. Deine Mutter war nicht gewöhnlich. Ihren Schilderungen nach zu urteilen war dein Vater ein Gentleman wie mein Oscar ... Emily?«

»Ja, Madam?«

»Warum passieren einem solche Dinge wie jetzt? Gerade habe ich ein Haus gefunden, wie ich es mir immer erträumt habe. Es ist zwar nicht vergleichbar mit Miss Mays Haus, zugegeben, aber es besitzt ein gewisses Flair von ... nun, ich weiß nicht recht, wie ich sagen soll.«

»Von Raffinesse?«

»Ja, ja«, nickte Mrs Arkwright. »Raffinesse, das ist der richtige Ausdruck. Aber ohne Schnickschnack. Du hast mir einmal gesagt, du könntest verschnörkelte Kaminsimse, Büffelhörner an der Wand und winzige Beistelltischchen, auf denen man nicht einmal eine Nadel flach hinlegen kann, nicht leiden.«

»Das habe ich gesagt?«

»Ganz recht. Deine Mutter hat vor Jahren einmal in einem dieser großen Häuser am Strand eine Bestellung ausgeliefert. Die Besitzer waren nicht zu Hause und das Dienstmädchen hat dich und deine Mutter voller Stolz durchs Haus geführt. Und du fandest es entsetzlich.«

»Daran kann ich mich nicht mehr erinnern.«

»Du warst damals auch erst vierzehn. Aber ich habe deine Worte nicht vergessen und hier im Haus als Erstes die Schnörkel vom Kaminsims schlagen lassen. Und so gerne ich auch die Wände mit Büffelhörnern dekoriert hätte, ich habe es mir wohlweislich verkniffen, wie du siehst.«